

Zuerst heile mit dem Wort

Graz, Vinzenzgasse 42

Pfarre St. Vinzenz

4. März 2015

von

Arnold Mettnitzer

Vorüberlegungen

„Wenn die Worte nicht stimmen, dann ist das Gesagte nicht das Gemeinte. Wenn das, was gesagt wird, nicht stimmt, dann stimmen die Werke nicht. Gedeihen die Werke nicht, so verderben Sitten und Künste. Darum achte man darauf, dass die Worte stimmen.

Das ist das Wichtigste von allem.“

*(Konfuzius *551 v. Chr., + 479 vor Chr.)*

Für die Antike ist die Sorge um die Gesundheit des Menschen ein „ganzheitliches Unterfangen“, das auch die Sorge um die spirituelle Dimension mit einschließt. Wird heute im Zusammenhang von ärztlicher und therapeutischer Heilkunst die spirituelle Dimension zur Sprache gebracht, kommt nicht selten Verlegenheit auf - bis hin zum Vergessen oder bewussten Ausklammern des Spirituellen aus medizinischen Behandlungsbereichen.

Decimus Junius Juvenalis¹

übte rund um Christi Geburt in seinen Satiren gnadenlose, aber sprachlich und stilistisch brillant geschliffene Kritik an den Zuständen im Alten Rom. Aus seinen Werken stammen viele Schlagwörter und uns lieb gewordene Redewendungen wie z.B. „panem et circenses - Brot und Spiele“ oder aber der Satz: „mens sana in corpore sano - in einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist“. Wie so oft bei „geflügelten Worten“ ist im Laufe der Zeit der Zusammenhang vergessen und die Aussage verfälscht worden. Vor Jahren hatte in Österreich eine politische Partei den Satz „nur in einem gesunden Körper wohnt auch ein gesunder Geist“ öffentlich plakatiert. Die Aufforderung zu ausschließlich körperlicher Ertüchtigung ist aber das gerade Gegenteil dessen, worum es Juvenal gegangen war.² Lesen wir den Text im richtigen Kontext, dann klingt der Gedanke nicht nur ganz anders, sondern führt in die spirituelle Dimension: Juvenal geht in seiner 10. Satire der Frage nach, ob es sich lohnt, zu den Göttern zu beten und sie um etwas zu bitten; er gibt seinen Lesern den Rat, beim Beten um nichts Konkretes zu bitten und die Gottheiten selbst abwägen zu lassen, was für die Menschen gut und ihrem Leben dienlich wäre. Statt des Angenehmen, um das die

¹ Decimus Junius Juvenalis, römischer Schriftsteller, seine genauen Lebensdaten sind nicht bekannt, * um 60-58 v. Chr., +130-138 n.Chr. Von Juvenal sind 16 Satiren (*saturae*) zu verschiedenen Themen überliefert, die einen Einblick in das Alltagsleben der Römer zur Zeit Domitians bieten. Die Echtheit einiger dieser Werke wurde zeitweise bezweifelt, gelten aber heute eher wieder als gesichert.

² Die Laufschumarke „asics“ erklärt ihren Namen aus den Anfangsbuchstaben des Satzes „anima sana in corpore sano – eine gesunde Seele in einem gesunden Körper“.

Menschen in der Regel zu beten gewohnt seien, würden die Götter ihnen nämlich das Geeignetste schenken, denn der Mensch läge den Göttern mehr am Herzen als der Mensch sich selbst. Und dann sagt Juvenal: „Solltest du dennoch etwas verlangen und den Heiligtümern Eingeweide geloben und gottgeweihte Würstchen vom weißen Schwein, so musst du beten um einen gesunden Verstand in einem gesunden Körper.“³

Nach Juvenal will der gesunde Verstand also eher erbeten als durch Leistung erarbeitet werden, er ist nicht in erster Linie das Ergebnis von körperlicher Tüchtigkeit, sondern die Frucht aus dem Eingeständnis unserer Hilfsbedürftigkeit. „Beten“ heißt im Lateinischen „orare“, abgeleitet von „os“ = der Mund. Wörtlich kann man „orare“ übersetzen mit „den Mund auf tun“ und zur Sprache bringen, was im Innersten des Menschen vor sich geht. Erst wenn der Mensch zu reden beginnt, erst wenn er sich im Vertrauen öffnet, bekommt seine Persönlichkeit Kontur. Im Mitteilen, im Anteil-Geben und Miteinander-Teilen von Angst und Freude erlebt der Mensch sich als Gemeinschaftswesen: Im Beten, im Bitten, im Sich-helfen-lassen, im Eingeständnis ihrer Hilfsbedürftigkeit rücken Menschen einander näher und verstehen dadurch besser, wer sie getrennt voneinander sind. Die moderne Gehirnforschung jedenfalls belegt eindrucksvoll, dass das Prinzip Menschlichkeit unsere

³ Juvenal, Sat.X 356, in: (Joachim Adamietz >Hrsgb<, 1993, S. 228-229)

Grundanlage darstellt und wir von Natur aus in dieser Weise auf Kooperation angelegt sind.⁴ Körperliche Ertüchtigung und die mit eigenen Kräften zu leistende Sorge um die Gesundheit ist die eine Seite. Erst ergänzt durch die spirituelle Dimension, die darum weiß, dass wir Hilfsbedürftige und auf Hilfe Angewiesene bleiben, wird der Mensch „ganz“. Der älteste biblische Beleg einer so verstandenen „ganzheitlichen“ Betrachtungsweise findet sich im Buch Genesis: „Als aber Abram neunundneunzig Jahre war, ließ Er von Abram sich sehen und sprach zu ihm: Ich bin der Gewaltige Gott. Geh einher vor meinem Antlitz! Sei ganz! (Gen 17, 1).⁵

Zuerst heile mit dem Wort

Das erste Medikament des Menschen ist das Wort, durch das er seine Bedürftigkeit zur Sprache bringen kann. Die Grundäußerungen dieses „Wortes“ sind Bitte & Danke. Es ist kein wesentlicher Unterschied, ob dieses Wort im intimen Gespräch unter Vertrauten, in der therapeutischen Praxis, im Krankenhaus oder im Tempel beim Gottesdienst aus dem Mund des Menschen kommt. Immer wird es geschehen vor allem aus dem Bedürfnis, Bitte oder Danke zu sagen. Und das ist auch die zentrale Dimension des „Betens“.

⁴ Vgl. Joachim Bauers Buch, Prinzip Menschlichkeit, warum wir von Natur aus kooperieren. (Bauer J. , 2006)

⁵ In der Übersetzung von Martin Buber: (Buber, Die fünf Bücher der Weisung, 1987, S. 44)

„Bedeutet dein Kommen Gutes, Seher?“

OFFENE WEITE, NICHTS HEILIGES!

GOTT = RAUM

GOTT ENGT NICHT EIN!

GOTT MACHT WEIT

Wer in das Kraftfeld Gottes gerät, wird großzügig und weit

Viktor Frankl:

„Wie sein Auge ist der Mensch dann krank, wenn er nur mehr um sich selbst kreist“

Vor lauter Lauschen und Staunen

*Vor lauter Lauschen und Staunen sei still,
du mein tieftiefes Leben;
dass du weißt, was der Wind dir will,
eh noch die Birken beben.*

*Und wenn dir einmal das Schweigen sprach,
lass deine Sinne besiegen.
Jedem Hauche gib dich, gib nach,
er wird dich lieben und wiegen.*

*Und dann meine Seele sei weit, sei weit,
dass dir das Leben gelinge,
breite dich wie ein Feierkleid
über die sinnenden Dinge.*

Rainer Maria Rilke, 19.1.1898, Berlin-Grunewald

Wer das Wort ergreift, macht seinen Atem hörbar

*Schöpfungsgeschichte Gen 2,7: Gott hauchte den Lehm an
Psalm 150,6: Alles, was atmet, lobe den Herrn!
1 Kö 19: Sanftes Säuseln des Windes
Apg 2,1-4: Vom Himmel her ein Brausen, ...*

Das berühmte Wort aus dem Johannesprolog, um dessen Übersetzung schon Goethe im Faust gerungen hatte, lautet: „Im Anfang war das Wort (Joh 1,1).“ Im griechischen Original kann „Logos“ „Wort“, „Sprache“ und „Rede“, aber auch „Wertschätzung“ und „Beachtung“ bedeuten. Wir können den biblischen Satz mit „Im Anfang war der Klang“ übersetzen.

Die menschliche Stimme ist die Hauptweise, in der der Mensch sein Interesse kundtut, was er ist, das legt er in die Stimme, sagt der deutsche Philosoph Friedrich Hegel.

*Und Professor Higgins im Musical „My Fair Lady“ meint gar:
Wenn man einem Menschen eine neue Stimme gibt, gibt man ihm auch einen neuen Charakter. Stimme bestimmt. Stimme bestimmt die Stimmung. Stimme ist immer original. Die Stimme gehört untrennbar zum Erscheinungsbild und zum Auftreten des Menschen.*

*Die Stimme, unsere unverwechselbare Visitenkarte:
Es klopft, ich frage: „wer ist draußen?“ „Ich!“, ruft jemand.
„Ah Du!, sage ich und öffne die Tür...“*

Die Stimme ist der Fingerabdruck unserer Seele.

Die menschliche Stimme ist ihrem Ursprung und ihrem Wesen nach etwas „von innen“. Sie ist das, was wir im wörtlichsten Sinn des Wortes „Spiritualität“ nennen.

Das lateinische Wort „spiritus“ bedeutet „Hauch, Atem“. Stimme ist physikalisch betrachtet „hörbar gemachter Atem“. Ich atme ein und mit der ausgeatmeten Luft werden Laute gebildet, die sich zu Botschaften formen. Stimme ist so gesehen im eigentlichen Sinne des Wortes ein hauchendes, ein „spirituelles“ Geschehen.

Als Ausdruck des Seelischen führt Stimme den Menschen zu sich selbst, und gleichzeitig über sich selbst hinaus. Die Arbeit mit der eigenen Sprechstimme, die Entwicklung und Entfaltung des eigenen Sprechpotentials geht immer mit geistig-körperlich-seelischer Entwicklung einher.

Sprechtechnische Übungen gehen Hand in Hand mit den Erweiterungen der eigenen Ausdrucksmöglichkeit. Die bewusste Sprechschulung führt (zurück) zur Freude am Sprechen, zur Lust an der Äußerung. Ernsthaft und motiviert betrieben ist sie eine ganzheitliche, heilsame Persönlichkeitsschulung, die zurück zu den Ursprüngen unserer Kreativität führt. Je ernsthafter wir das betreiben, umso spielerischer kann es gelingen.

Die Grundäußerungen der menschlichen Stimme

Bitten & Klagen

„Bitten“ ist die erste Grundäußerung des Menschen. Das Neugeborene bereits artikuliert seine Bedürfnisse über die Stimme, noch ohne Grammatik, aber unüberhörbar und leicht zu verstehen.

Bitten kann nur, wer erkennt und akzeptiert, dass er als Individuum Teil einer Gemeinschaft ist. Im alten Griechenland hat man die, die ihr Haus außerhalb der Stadt gebaut haben, die man also um nichts bitten konnte, „idioten“ genannt, ein Ausdruck, der auch heute noch bedeutet, was er damals schon bezeichnen wollte. Bei den Römern nannte man sie „privati“ (von lat. privari = berauben), Privatleute, Beraubte, Menschen also, die sich selbst um die Dienste der Gemeinschaft „berauben“ und ihrerseits der Gemeinschaft ihren Beitrag vorenthalten.

Klagen bedeutet in der deutschen Sprache zunächst „vor Trauer oder Schmerz schreien und jammern“. Der rechtliche Sinn des Wortes entwickelte sich schon früh aus dem Brauch, beim Ertappen eines Verbrechers ein Not- und Hilfsgeschrei zu erheben und den Täter vor Gericht mit Geschrei und Gejammer zu beschuldigen. So bedeutet auch Klage nicht nur Jammer, sondern auch Beschuldigung.

Danken & Dank schulden

Das deutsche Wort „danken“ leitet sich von „daran denken“ ab. Bei einer gesunden Beziehung zu Umwelt und Mitmenschen führt die Frage nach Ursprung und Werdegang in die Erfahrung, dass der Mensch nicht der Grund seiner selbst ist. Er allein genügt nicht, um sich erklären zu können, warum er da ist. Er konnte seinen Platz in dieser Welt deshalb finden, weil andere für ihn Platz gemacht haben. In der Art und Weise, wie das geschehen konnte, liegen die wesentlichen Wurzeln für Glück und Unglück im Leben eines Menschen und seine mehr oder weniger ausgeprägte Fähigkeit „danke“ sagen zu können.

Staunen & Loben

Loben heißt „anerkennen“, „bestätigen“, „ermutigen“, „motivieren“, zeigen, dass man sieht, was ein Anderer zu Wege gebracht hat und zu leisten im Stande war. Der höchste Grad des Lobes ist das Staunen. Wer staunt gibt zu, dass das, was er da bestaunt, nicht von ihm ist.

So lange ein Mensch staunen kann, steht er nicht in der Gefahr, sich mit Gott zu verwechseln!

„Nie ist der Mensch so da, wie dann, wenn er ganz weg ist!“ (Jörg Splett)

Zurechtweisen & Tadeln

Menschen brauchen Regeln. Je weniger, umso besser. Aber ganz ohne Regeln wird das Miteinander z.B. schon im Straßenverkehr schwer möglich sein. Vereinbarungen und Absprachen wollen eingehalten werden. Zurechtweisungen sind unter Anklage erhobene Erinnerungen an die vereinbarten Regelungen. Als „unbescholten“ gilt, wem eine „tadellose“ Lebensführung ohne Zurechtweisung attestiert werden kann.

Segnen

Das deutsche Wort „Segnen“ kommt von lat. „signare“ = „bezeichnen“. Das lateinische Wort wiederum für „segnen“ lautet „benedicere“, das wörtlich mit „zustimmen“, „bejahen“, „gutheißen“ übersetzt werden kann. Ob ich jemandem im religiösen Kontext Segen zuspreche oder ihm im alltäglichen Umgang seine Würde zuerkenne und so „Ja“ zu ihm sagen, es sind nützliche Variationen respektvollen Umgehens miteinander.

Singen

Bei keiner anderen Grundäußerung der menschlichen Stimme ist der Klang so im Zentrum wie beim Singen. „Wem das Herz voll ist, dem geht der Mund über“, sagt ein Sprichwort. Und Augustinus von Hippo wird das Wort zugeschrieben: „Cantare amantis“, was frei mit „Singen ist Ausdruck eines liebenden Herzens“ übersetzt werden kann. Singen dürfte ursprünglich wohl das feierliche Sprechen und Vortragen von liturgischen Texten beim Gottesdienst bedeutet haben. Menschen, die gern singen, sagen, dass sie durch Gesang viel besser zum Ausdruck bringen können, was sie bewegt. Menschen, die diesbezüglich früh entmutigt wurden, haben in der Regel eine große Scheu davor.

Schweigen

Das Schweigen, vielschichtig und mehrdeutig, ist das reichste, spannendste und komplizierteste Feld der menschlichen Sprache. Vom „eisigen“ bis zum „erfüllten“ Schweigen erstreckt sich ein weites Feld. Dorothee Sölle unterscheidet ein „vorsprachliches“ und ein „nachsprachliches“ Schweigen, ein Schweigen also, das bedrückt und beklemmt, weil endlich geredet werden sollte und ein wohltuendes Schweigen, nachdem alles gesagt ist, was es im Moment dazu zu sagen gibt.

Yehudi Menuhin sagt über den Wert des Schweigens:

„Schweigen ist Stille, aber nie Leere: Es ist Klarheit, aber nie Farblosigkeit; es ist Rhythmus wie ein gesunder Herzschlag; es ist das Fundament allen Denkens und damit das, auf dem jedwedes Schöpferische von Wert beruht. Aus dem Schweigen entsteht alles, was lebt und dauert; besitzt man diese schweigende Stille in sich, kann man dem äußeren Lärm mit Gleichmut begegnen; denn das Schweigen verbindet uns mit dem All, mit dem Unendlichen, es ist die Wurzel der eigenen Existenz und damit das Gleichgewicht des eigenen Lebens.“⁶

In den tiefsten Momenten des Glücks und der Trauer versagt uns die Stimme ihren Dienst und führt so ins Schweigen. Als Ijobs Freunde von seinem Elend hörten, vereinbarten sie, hinzugehen, um ihn zu trösten: „Sie saßen bei ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte; keiner sprach ein Wort zu ihm. Denn sie sahen, dass sein Schmerz sehr groß war (Ijob 2,13).“

⁶ Yehudi Menuhin, Vom Wert des Schweigens. Rede in der Saint James's Church, Piccadilly, London, vom 1. Mittwoch in der Fastenzeit 1977 in: (Menuhin, 1986, S. 110-116)

Sprache als „gesammelte Erfahrung“

Erfahrung ist ein singuläres Weltereignis. Was mir widerfährt, was ich und wie ich es erlebe, ist ganz und gar einmalig und im Grunde nicht mitteilbar. Ich kann davon berichten, was andere dabei aber vernehmen und verstehen, muss mit dem, was ich erfahren habe, nichts oder nicht viel zu tun haben.

Das, was uns als Menschen fasziniert und aneinander interessiert, sind die Wege, die wir hinter uns haben, ist der persönliche Weg, den wir bisher gegangen sind, sind die „Erfahrungen“, die wir gemacht haben. In diesen Erfahrungen sind wir im Grunde unsichtbar.

Dorothee Sölle vermutet in ihrem Buch „Die Hinreise“⁷, dass das, was wir heute „Erfahrung“ nennen, früher „Seele“ geheißen hat. In jedem Fall ist sie unsichtbar, die Seele, wie die Erfahrung, aber gleichzeitig geht uns nichts so nahe wie sie. Wir können über Erfahrungen reden, aber sie mitteilen, mit anderen teilen, so, dass andere erfahren könnten, was wir erfahren haben, das können wir nicht, gleichzeitig gibt es aber für den Menschen nichts Klareres als Erfahrungen.

Wahrscheinlich sind die Erfahrungen das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können. Wir geraten bei diesen Überlegungen wie von selbst auf das paradoxe Feld des Lebendigen.

Romano Guardini⁸ sagt in seiner Studie „Der Gegensatz. Philosophie des Lebendig-Konkreten“, dass das Lebendige sich nicht in Widersprüche verlieren darf, wohl aber logisch nicht nachvollziehbar sein muss. Wenn es dabei um eine Logik geht, dann ist es die Psycho-Logik,

⁷ Vgl. (Sölle, 1983, S. 45)

⁸ Romano Guardini (1885-1968), Theologe und Philosoph, einer der bedeutendsten Vertreter der katholischen Weltanschauung des 20. Jahrhunderts.

die Seelen-Logik, deren Gesetze zu ergründen und deren Wirkungen auf den konkreten Menschen zum Spannendsten gehört, was Menschen erforschen können.

Guardini sagt: „Widersprechend darf das Verhältnis nicht sein. Wohl aber logisch nicht vollziehbar, denn es handelt sich um das Lebendige. Die große Versuchung für das Denken besteht gerade darin, diesen Knäuel von Unvollziehbarkeit glatt zu streichen, nach der rationalen oder nach der intuitiven Seite hin. Eben dies zu vermeiden, sehe ich als besondere Aufgabe. Wahrscheinlich muss ihre Erfüllung mit einem Rest von Unklarheit bezahlt werden.“⁹

Was bedeutet das für das menschliche Miteinander, für unser familiäres und freundschaftliches Beisammensein, für jede Art des Austausches und Miteinander Redens, was bedeutet das für die Sprache in der Religion?

In seinem kleinen Aufsatz „Vom Sinn der Gemeinschaft“ versucht Guardini die hier auftretende Spannung zu beschreiben: Wie oft glaube ich, sagt Guardini sinngemäß, einen anderen Menschen verstehen zu können und muss mir dann doch eingestehen, dass ich in Wahrheit sein Bild geformt habe nach dem meinen. Wo ich Motive zu durchdringen glaubte, habe ich tatsächlich solche unterlegt und so habe ich den Anderen vereinfacht.

„Mir kommt zu Bewusstsein, wie fremd wir nebeneinander gewesen sind, und glaubten doch in Wissen und Verstehen verbunden zu sein...Man merkt nicht, dass, was man Verstehen nannte, in Wahrheit Selbstbestätigung war.“¹⁰

⁹ (Guardini R. , 1985, S. 92)

¹⁰ (Guardini R. , 1950, S. 31-32)

Gemeinschaft zu „verstehen“ und zu fördern hieße daher in erster Linie, den Anderen anzuerkennen, ihn zu bejahen nicht nur in seinem verständlichen Eigensein, sondern auch in seiner Fremdheit. Dem Anderen zuzugestehen: Im Letzten kann er vielleicht überhaupt nicht verstanden werden. „Alle Menschenbeziehung geht vielleicht wirklich aus einem Unbekannten in ein Unbekanntes.“¹¹

Das mag vielleicht auf den ersten Blick verwirrend klingen.

Unverständlich ist es nicht. Im Gegenteil. Es ist einsichtig, aber wir sind es nicht gewohnt, uns mit solchen Einsichten zu befassen, weil sie uns schon sehr früh durch unsere Erziehung ausgetrieben wurden, weil wir von Kindesbeinen an darauf trainiert werden, solchen Gedanken und Gefühlen nicht nachzugehen und „die totale Versenkung in den äußeren Raum und die äußere Zeit für normal und gesund zu halten“.¹²

Dabei entwickeln wir eine eigenartige Angst, die wichtigste Sprache menschlicher Erfahrungen, die religiöse Sprache zu gebrauchen.

Lieber verdrängen wir und verleugnen uns und vervielfachen so die eigene Sprachlosigkeit, als dass wir uns „ausgerechnet von der Religion das Hemd ausziehen lassen.“¹³, vermutet Dorothee Sölle.

Die Sprache der Religion ist gesammelte Erfahrung, die lebendig nur dort wird, wo sie aus Erfahrung auf Erfahrung hin spricht.

Seele, Erfahrung, Spiritualität und Sprache stehen so im engsten Zusammenhang und bedingen einander.

¹¹ (Guardini R. , 1950, S. 33-34)

¹² (Sölle, 1983, S. 45)

¹³ (Sölle, 1983, S. 39)

Die Autorität der „heiligen“¹⁴ Schriften

In der rabbinischen Tradition findet sich die Geschichte eines jungen Flüchtlings, der in eine Stadt kommt, deren Bewohner ihn bereitwillig aufnehmen und verstecken. Dann kommen Soldaten auf der Suche nach dem Flüchtling, doch die Bewohner der Stadt behaupten, von nichts zu wissen. Die Soldaten schöpfen Verdacht und kündigen an, die ganze Stadt in Schutt und Asche zu legen, wenn der Flüchtling nicht bis zum nächsten Morgen ausgeliefert wird. Voller Angst kommen die Menschen zu ihrem Rabbi, um ihn um Rat zu fragen. Tief besorgt beginnt er in der Schrift nach einer Antwort zu suchen. Die ganze Nacht liest er, ohne etwas zu finden. Da. Kurz vor Sonnenaufgang, fällt sein Blick auf den Satz: „Es ist besser, dass einer für das ganze Volk stirbt, als dass alle zugrunde gehen (Joh 11,50).“ Er ist sich sicher, dass das die Antwort ist, und kommt damit zu den Stadtbewohnern. Sie sagen den Soldaten, dass der junge Mann tatsächlich bei ihnen versteckt ist, und er wird abgeführt. Der Rabbi aber ist nicht beruhigt. Er setzt sich nochmals über seine Bücher. Ein Engel erscheint und fragt ihn, was er für ein Problem habe. „Ich bin mir einfach noch nicht sicher, ob es richtig war, den jungen Mann auszuliefern“, sagt der Rabbi. Der Engel gibt zur Antwort: „Wusstest du nicht, dass das der Messias ist?“ Ungläubig schaut ihn der Rabbi an: „Wie hätte ich das wissen können?“ – fragt er. „Hättest du dir die Zeit genommen, den jungen Mann aufzusuchen und ihm in die Augen zu schauen, anstatt in den Schriften zu suchen“, entgegnet der Engel, „hättest du gesehen, dass er der Messias ist.“

¹⁴ Unter „heilig“ verstehen wir hier alle Schriften, die Menschen kostbar sind, weil sie in ihnen verdichtete Erfahrungen aufbewahrt wissen, u.a. die Bibel als großartige Sammlung von Träumen, Mythen, Märchen, Sagen und Legenden.

Wenn wir die Schrift, aus der der Rabbi liest, vom Leben loslösen, verzerren wir ihren Inhalt. Wenn wir die Geschichten von den Menschen loslösen, unter denen sie entstanden sind, verstehen wir sie falsch. Die Autorität „heiliger“ Schriften liegt darin, dass sie über sich selbst hinaus verweisen auf Menschen und die Geschichte ihrer Erfahrungen. Machen wir das Buch zum Götzen, dann machen wir die Worte zur letzten Wahrheit und kommen in Schwierigkeiten, so wie der Rabbi in der Geschichte. Wo Schriften und Regeln wichtiger werden als die konkrete Not eines Menschen, verkommt die Sorge um die Seele zum Lippenbekenntnis.

Eugen Drewermann warnt an vielen Stellen seines umfangreichen Werkes, dass eine Auslegung heiliger Texte, die in der historischen Distanz des gelehrten Bildungswissens daherkommt, von der unmittelbaren Ergriffenheit nichts transportieren könne und in ihrem ganzen Wesen unreligiös und zum Zeugnis gegen sich selber verkommen müsse. Geschichten berühren uns dann, wenn sie uns innerlich anrühren, wenn statt Erinnerung „Verinnerung“ möglich wird, statt „Begriffenhaben“, „Ergriffensein“. Alles andere wäre Heuchelei und Mummenschanz.¹⁵

¹⁵ Vgl. (Drewermann, Tiefenpsychologie und Exegese. Band I. Traum, Mythos, Märchen, Sage und Legende, 1991, S. 13-14)

Religion ist „einfach alles“

Religion und Alltag sind nicht voneinander zu trennen. Mit religiösen Augen betrachtet mag der Alltag zwar in einem anderen Licht erscheinen, wirklicher, größer, geheimnisvoller, aber es muss der Alltag bleiben. Religion und Glaube brauchen den Boden unter den Füßen. Eindringlicher, überzeugender und vorallem schmerzlich-praktischer als bei Martin Buber habe ich noch nirgends „erklärt“ gefunden, warum Religion in den Alltag hinein und nicht aus ihm heraus führt. Er sei, erzählt Buber, einmal an einem Vormittag nach einem Morgen „religiöser Begeisterung“ von einem unbekanntem jungen Menschen besucht worden, ohne mit der Seele dabei zu sein. Er habe es durchaus nicht an einem freundlichen Entgegenkommen fehlen lassen, er habe diesen jungen Mann nicht nachlässiger als alle seine Altersgenossen behandelt, die immer wieder zur bestimmten Tageszeit an die Tür des Professors klopfen, um ihn wie ein Orakel zu befragen. Buber habe sich also auch mit diesem Studenten unterhalten, sich ihm gegenüber aufmerksam und freimütig verhalten – nur, die Fragen habe er nicht erraten können, die der eigentliche Grund gewesen sein mögen, warum der junge Mann an die Tür des Gelehrten geklopft hatte. Diese Fragen habe er dann aber später, nicht lange darauf, von einem seiner Freunde erfahren müssen – sein junger Besucher lebte da schon nicht mehr – , er habe erfahren, dass er nicht beiläufig, sondern schicksalshaft zu ihm gekommen war, nicht um Plauderei, sondern um Entscheidung, gerade zu ihm, gerade in dieser Stunde.

Buber fragt: „Was erwarten wir, wenn wir verzweifeln und doch noch zu einem Menschen gehen?“

Und er gibt zur Antwort: „Wohl eine Gegenwärtigkeit, durch die uns gesagt wird, dass es ihn dennoch gibt, den Sinn.“

Seit dieser Erfahrung, schreibt Buber, habe er jenes „Religiöse“, das nichts als Ausnahme ist, Herausnahme, Heraustritt, Ekstase, aufgegeben oder aber er wurde von dieser Art des Religiösen aufgegeben. Und so besitze er nichts mehr als den Alltag, aus dem er nie genommen werde. Abschließend sagt er: „Ich kenne keine Fülle mehr als die Fülle jener sterblichen Stunde an Anspruch und Verantwortung... Wenn das Religion ist, so ist sie einfach alles, das schlichte gelebte Alles in seiner Möglichkeit der Zwiesprache.“¹⁶

Das Dilemma der kirchlichen Seelsorge tritt nach meiner Erfahrung vor allem dort auf, wo im Alltag zwischen Gott und Welt, zwischen sakral und profan, innen und außen, oben und unten genau definierte Grenzziehungen vorgenommen werden. Sehr schnell ergibt sich daraus natürlich die Alternative Psychotherapie oder Seelsorge. Wenn das Religiöse auf der einen Seite gesucht wird, kann es dieses auf der anderen Seite nicht geben.

In Bubers Erzählung besteht der schmerzliche Lernprozess gerade darin, erkennen zu müssen, dass mit dem, was wir Religion nennen, immer und überall zu rechnen ist. Wenn man das Religiöse einem besonders markierten Ort zuweisen wollte, wird es sich dort nicht einsperren lassen.

¹⁶ (Buber, Das dialogische Prinzip. Zwiesprache, 1965, S. 158-159)

Sokrates und Jesus: Liebe macht erfinderisch

Sokrates und Jesus verbindet mehr als sie trennt. Allein die bemerkenswerte Art ihres Sterbens zeigt Parallelen. Der Marktplatz in Athen und die Gegenden um Nazareth werden durch sie zu Rastplätzen für die Seele und zu Asylstätten des menschlichen Leides.

Sokrates, dem Sohn eines Bildhauers und einer Hebamme, verdanken wir den heilsamen Einsatz des Wortes als Medikament. Gespräche mit seinen Schülern entwickeln sich zur „Hebammenkunst“ auf der Grundlage der Überzeugung, dass die Wahrheit dem Menschen nicht „hineingesagt“, sondern „hebammengleich“ oder gar einem Bildhauer vergleichbar aus ihm heraus „freigearbeitet“ werden muss.

Zur Weisheit des Sokrates gehört aber die religiöse Praxis bzw. sie setzt diese voraus. Seine letzten Worte belegen das in eindringlicher Weise: „O Kriton, wir sind dem Asklepios einen Hahn schuldig, entrichtet ihm den und versäumt es ja nicht.“

In der Gestalt des Jesu von Nazareth besitzt das Christentum einen Meister der zärtlich-heilenden Zuwendung. Umarmungen und Küsse, sinnliche Gesten, Fußwaschungen, das Handauflegen, das man ja auch Streicheln nennen könnte, die gemeinsamen Mahlzeiten und Feiern, sein

*Zugehen auf Ausgestoßene und „Sünder“, das alles sind im Handeln
Jesu Zeichen für eine Kultur der Zärtlichkeit.*

Nach Sprache sehnt sich alles Leben

*Wenn Menschen miteinander in Kontakt treten, wollen sie etwas
voneinander erfahren. Dabei wissen sie selbst nicht so genau, was sie
eigentlich antreibt. Der große „Bereich des Zwischen“ ist das wesentliche
Feld der Begegnung. Dabei redet das Ungesagte oft lauter als die
Sprache es vermag. Und genau genommen es dabei darum, den
Bereich hinter der Sprache auszuloten und (zunächst) Unsagbares ins
Wort zu bringen. Das kann durchaus, soweit ein Mann überhaupt in der
Lage ist, sich darunter etwas vorzustellen, mit einem Geburtsvorgang
verglichen werden. Das Ringen um das Wort ist ein durchaus
schmerzlich-mühsamer Prozess, das endlich Ausgesprochene und
Aussprechbare dafür eine erlösende und befreiende Erfahrung.*

In einem Gedicht von Reiner Kunze heisst es:¹⁷

*Gern setze ich mich zum taubstummen, mit den lippen
wörter schälen
Zuhören kann fast nur noch der taube
Er will verstehen
Und nur der stumme auch weiß, was es heißt,
vergebens ums wort zu ringen*

¹⁷ (Kunze, 1981, S. 70)

In seinem Gedicht „Sprache“ beschreibt Hermann Hesse den „unstillbaren Drang der Welt, der Dinge Stummheit zu durchbrechen, in Wort, Gebärde, Farbe, Klang des Seins Geheimnis auszusprechen“.¹⁸ Alles Leben hat Sehnsucht nach Sprache, es will sich mitteilen. Unsere Worte sind die Brücke zum anderen Menschen. Die Worte aber, die mir zugehört sind und die ich anderen zudenke, sind neben ihrer Brückenfunktion immer wieder auch die Quelle von Missverständnissen. Was ich sage, meine ich oft nicht, was ich meine, sage ich nicht deutlich genug, das Ungesagte ist oft eindeutiger als das gesprochene Wort. Und es ist ein langer Weg von einem gehegten Gedanken zur Formulierung und von dort hin zum Verstehen und dann erst recht bis hin zum Einverständnis: „Gedacht“ ist nicht „gesagt“, gesagt noch nicht „gehört“, gehört ist noch nicht „verstanden“ und verstanden noch lange nicht „einverstanden“...

Bedingungslose Offenheit als Auftakt der Begegnung

„Alles wirkliche Leben ist Begegnung“, sagt Martin Buber.¹⁹ Die meisten Aktivitäten unseres Alltags sind direkt oder indirekt dadurch motiviert, dass wir wichtige Beziehungen zu anderen Menschen gewinnen oder erhalten wollen.²⁰ Wir begegnen einander, wenn auch vielfach

¹⁸ (Michels Volker >Hrsgb.<, 1986, S. 146)

¹⁹ (Buber, Das dialogische Prinzip, 1965, S. 15)

²⁰ (Bauer J. , 2006, S. 39)

unbewusst, aber neurobiologisch erwiesen, in der unleugbaren Absicht, gesehen, bemerkt, akzeptiert, als „ich“ wahrgenommen und wertgeschätzt zu werden. Begegnung ist im gründlichsten Sinn des Wortes „sinnlich“. Sie ereignet sich in ihren vielen Wechselbildern immer aktiv und passiv zugleich, wir können einfach nicht Nichtkommunizieren, wir sind „Begegnungswesen“ und erleben das zuallererst über unsere Sinne. Man kann sie gar nicht ernst genug nehmen, und ihre entscheidenden Rollen nicht gründlich genug bedenken.

Für den Alltag sind sie genauso wichtig und zentral wie für berufliches Handeln. Menschen in helfenden Berufen müssen deshalb in erster Linie „sinnliche Menschen“ sein, d.h., sich mit all ihren Sinnen als Menschen erweisen und bewähren. Erst dann kann das greifen, was berufliche Ausbildung zusätzlich anzubieten hat. Bei ärztlichen Kunstfehlern z.B. ist es erwiesen, dass die Betroffenen nicht in erster Linie deswegen zu Gericht gehen, weil Ärzte Fehler gemacht haben, sondern deshalb, weil Ärzte bei „Kunstfehlern“ ihre Patienten „von oben herab“ behandelt und als Menschen versagt haben.

OFFENE WEITE

Keine Lehre, offene Weite, nichts Heiliges. Diese Erkenntnis, die wir der Mystik verdanken, kann uns auch helfen, den Alltag besser zu bewältigen und erst recht die Arbeit in helfenden Berufen zu leisten. In der bedingungslosen Offenheit liegt die einzige Möglichkeit, einem Menschen und seiner Not gerecht zu werden. Der Verzicht auf Lehre und Belehrendes im Auftakt menschlicher Begegnung, wohin immer sie sich dann auch entwickeln mag, ist eine Grundvoraussetzung dafür, dass der eine dem anderen Raum gibt und ein Mitteilen möglich wird.

Offene Augen: Die Kraft des Augenblicks

Die Augen sind das Leitorgan der menschlichen Kommunikation. Bevor wir zu sprechen beginnen, „spricht“ unser Körper. Die nonverbale Botschaft eilt der Stimme voraus und verrät zwischen den Zeilen und hinter den Worten, was sie zu sagen hat. Menschen erblicken einander von weitem und reagieren gekränkt, wenn sie „keines Blickes gewürdigt“ werden, oder aber ermutigt, wenn ihnen von anderen Menschen im Stadtgewirr „ein liebevoller Blick“ zugeworfen wird. An vielen Stellen des Zweiten Testaments heißt es zum Auftakt einer Begegnung als Angeld kommender Heilung: „Und Jesus blickte sie/ihn an.“ Die Rabbinen beschreiben den Übergang von der Nacht zum Tag durch den Moment in der Morgendämmerung, wo zwei Menschen einander gegenüber

stehend jeweils im anderen den Bruder und die Schwester erkennen können.

Durch die Entdeckung der „Spiegelneurone“ wird uns durch die Neurobiologie beeindruckend bestätigt, wie sehr wir gerade durch den Blick wachgerüttelt und motiviert werden können. „Die stärkste und beste Droge für den Menschen ist der andere Mensch“, sagt der Psychotherapeut und Neurobiologe Joachim Bauer.²¹ Nichts motiviert uns so sehr, „wie der Wunsch, von anderen gesehen zu werden“²². Wir brauchen den akzeptierenden, einladenden und aufmunternden Blick des anderen Menschen wie das tägliche Brot.

Offene Ohren: Die Kunst des Zuhörens

Unser wichtigstes Organ ist das Ohr. Es ist das zuerst ausgebildete, schon im Mutterleib funktionierende Sinnesorgan, es hört und versteht, der Klang eilt der Grammatik des Wortes voraus. Unser Ohr ist aber auch das letzte Sinnesorgan, das stirbt, wenn ein Menschenleben verlischt. Es gehört zu meinen kostbarsten Erfahrungen am Krankenbett, miterleben zu dürfen, wie Sterbende auf direkte Ansprache nicht mehr reagieren können, aber zu dem mit ihren Angehörigen gemeinsam laut

²¹ (Bauer J. , 2006, S. 52) Eine gute, weil leicht verstehbare Zusammenfassung der bisherigen Forschungsergebnisse findet sich im Buch „Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone.“ Dort vorallem das 4. Kapitel: „Spiegelneurone und die Herkunft der Sprache“: (Bauer J. , 2005, S. 75-84)

²² (Bauer J. , 2006, S. 35)

gesprochenen Gebeten plötzlich ihre Lippen bewegen. Oder, wenn ich ihnen die Geschichte unserer ersten Begegnung erzähle und nur mehr am Händedruck feststellen kann, dass sie mich hören und verstehen...

Im Märchenroman von Michael Ende wird erzählt, wie die kleine Momo durch die Art, wie sie zuzuhören versteht, Menschen verändert und verwandelt: „Momo konnte so zuhören, dass dummen Leuten plötzlich sehr gescheite Gedanken kamen. Nicht etwa, weil sie etwas sagte oder fragte, was den anderen auf solche Gedanken brachte, nein, sie saß nur da und hörte einfach zu, mit aller Aufmerksamkeit und aller Anteilnahme. Dabei schaute sie den anderen mit ihren großen, dunklen Augen an, und der Betreffende fühlte, wie in ihm auf einmal Gedanken auftauchten, von denen er nie geahnt hätte, dass sie in ihm steckten. Sie konnte so zuhören, dass ratlose oder unentschlossene Leute auf einmal ganz genau wussten, was sie wollten. Oder dass Schüchterne sich plötzlich frei und mutig fühlten. Oder dass Unglückliche und Bedrückte zuversichtlich und froh wurden....“²³

Vor dem Gegenteil einer solchen Fähigkeit und Grundhaltung warnt der Prophet Jesaja: „Du hast mit geöffneten Ohren nicht gehört!“ (Jes 42,20), oder wie Martin Buber übersetzt: „Hellhörig erhorchte er doch nichts!“

HERZOHREN – nervus laryngeus recurrens

²³ (Ende, 1973, S. 15-16)

Offene Nase: Zuerst riechen

Auf keinen Sinneseindruck reagiert das menschliche Gehirn so schnell wie auf den Geruchssinn. Die Nase ist ein untrüglicher Kommunikator, wir nehmen damit den Geruch feiner Speisen wahr, oder werden durch ein chemisches Frühwarnsystem vor dem Genuss verdorbener Speisen gewarnt. Ein wichtiger Teil unserer Sexualität, vielleicht sogar der entscheidende wird über den Geruchssinn gesteuert. So, wie wir riechen, verbreiten wir eine erste Botschaft, auf die unser Gegenüber un/bewusst reagiert. Von jemandem zu sagen, dass man ihn „nicht riechen“ oder „gut riechen“ könne, bedeutet ja nichts anderes, als das Gefühl zu beschreiben, das uns der Geruchssinn aus nonverbalen olfaktorischen Eindrücken vermittelt. Auch Räume riechen. Ihr Geruch ist ihre erste Botschaft, die wir un/bewusst aufnehmen. Seit mir Adolf Holl vor Jahren einmal den Rat gegeben hatte, beim Besuch von Kirchen darauf zu achten, wie die Räume riechen, unterziehe ich jeden fremden Raum automatisch dieser Prüfung.

Offener Mund: Schmecken

Von einem Text oder eine Rede sagen wir manchmal, um die Wirkung zu beschreiben, es wäre „schwere -“ oder „leichte Kost“ gewesen, „schwer –“, oder eben „gut verdaulich“.

Ignatius von Loyola (1491-1556), Mystiker und Begründer des Jesuitenordens, sagt in der zweiten Vorbemerkung zu seinen Exerzitien: „... nicht das Vielwissen sättigt die Seele und gibt ihr Genüge, sondern das Fühlen und Kosten der Dinge von innen.“²⁴ Ignatius versteht die Seele als ein „inneres Geschmacksorgan“, das den Menschen befähigt, „die Unterscheidung der Geister“ zu bewerkstelligen und diese Entscheidung von innen her „abzuschmecken“. Wie wir unseren Geschmacksinn trainieren können, und in der Folge feine Nuancen und Varianten zu unterscheiden lernen, so können wir auch im Umgang mit dem Wort Achtsamkeit trainieren und das, was wir sagen vor dem Aussprechen „abschmecken“ und „verkosten“, abwägen, welches Wort bei welchem Menschen wie wirken mag. Worte können Wunder wirken. Worte können heilen. Worte sind in der Weisheit des Asklepios das erste Medikament gegen die Not der Seele. Immer aber muss sich der/die Helfende der Ambivalenz des zugesprochenen Wortes bewusst sein. Was den einen aufrichtet, kann den anderen entmutigen. Worte sind keine Patentrezepte, ihr Gebrauch erfordert „Geschmack“ und große Behutsamkeit.

²⁴ (Loyola, 1965, S. 7)

Die Heilkraft des Wortes

Matthias Varga von Kibed²⁵ unterscheidet in der menschlichen Sprache drei Ebenen, die normative, die deskriptiven und die kurative Ebene der Sprache. Normativ ist Sprache dort, wo sie Normen vorgibt und Regeln verkündet, deskriptiv, wenn sie beschreibt, was vorgefunden wird, wie etwa in der Wettervorhersage oder bei der Beschreibung einer Landschaft. Die kurative Ebene stellt die für Psychotherapie und Seelsorge bedeutendste Dimension der Sprache dar, einer Sprache, die wie eine Kur wirkt, die wohl tut, die zu Herzen geht, die aufbaut, die ermutigt, die heilt, die hilft. Der Gebrauch der Sprache in der menschlichen Kommunikation ist dann als Instrument „richtig“ eingesetzt und verantwortbar, wenn kurativer, deskriptiver und normativer Anteil je nach Thema und Inhalt in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen. In den Jahrzehnten meiner seelsorglichen Tätigkeit habe ich manchmal meinen Ohren nicht getraut, mit welchen Fragen Menschen zum Seelsorger gekommen sind, sie wollten von mir wissen, ob sie das, was sie getan haben auch hätten tun dürfen. Sie waren in einer religiösen Atmosphäre aufgewachsen, die hauptsächlich unter dem Kommando normativer Sprache stand.

²⁵ Matthias Varga von Kibed, (*1950 in Bremen), Logiker und Wissenschaftstheoretiker, gründete 1966 gemeinsam mit Insa Sparrer das SySt/Institut für systemische Ausbildung, Fortbildung und Forschung in München. Schwerpunkt der Arbeit ist die Entwicklung der systemischen Strukturaufstellungen.

Heilende und helfende Berufe finden zuallerst und hauptsächlich als kuratives Gespräch statt. Genau betrachtet treffen dabei in der Ausschließlichkeit einer Begegnung unter vier Augen zwei Experten aufeinander: Auf der einen Seite die Ärztin/der Arzt, die Krankenschwester, der Therapeut als „die Experten der behutsamen Frage“, auf der anderen Seite der Hilfe und Orientierung suchende Mensch als „der Experte seiner eigenen Biografie und ihres komplexen Verlaufes“.

Sigmund Freud schreibt bereits 1890:

„Worte sind ja die wichtigsten Vermittler für den Einfluss, den ein Mensch auf den anderen ausüben will; Worte sind gute Mittel, um seelische Veränderungen bei dem hervorzurufen, an den sie gerichtet werden, und darum klingt es nicht länger rätselhaft, wenn behauptet wird, dass der Zauber des Wortes Krankheitserscheinungen beseitigen kann, zumal solche, die selbst in seelischen Zuständen begründet sind.“²⁶

²⁶ „Psychische Behandlung (Seelenbehandlung)“ in: (Freud, Studienausgabe. Ergänzungsband, 1975, S. 26)

Zu guter Letzt

*Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort.
Sie sprechen alles so deutlich aus:
Und dieses heißt Hund und jenes heißt Haus,
und hier ist Beginn und das Ende ist dort.*

*Mich bangt auch ihr Sinn, ihr Spiel mit dem Spott,
sie wissen alles, was wird und war;
kein Berg ist ihnen mehr wunderbar;
ihr Garten und Gut grenzt grade an Gott.*

*Ich will immer warnen und wehren: Bleibt fern.
Die Dinge singen hör' ich so gern.
Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm.
Ihr bringt mir alle die Dinge um.*

Rainer Maria Rilke, *Mit zur Feier* (1909), in: *Die Gedichte*, Insel Verlag, Frankfurt am Main 1995, Seite 188-189

*Du musst das Leben nicht verstehen,
dann wird es werden wie ein Fest.
Und lass dir jeden Tag geschehen
so wie ein Kind im Weitergehen
von jedem Wehen
sich viele Blüten schenken lässt.*

*Sie aufzusammeln und zu sparen,
das kommt dem Kind nicht in den Sinn.
Es löst sie leise aus den Haaren,
drin sie so gern gefangen waren,
und hält den lieben jungen Jahren
nach neuen seine Hände hin.*

Rainer Maria Rilke, *Mit zur Feier* (1909), in: *Rainer Maria Rilke, Die Gedichte*, Insel Verlag, 7. Auflage 1995, Seite 147